

Wo?

„Wo ist nur diese verdammte Unfallstelle?“

Mein Blick heftet sich an den vorbeifliegenden Straßenrand. Leitpfosten verschwimmen zu einem weißen Band, die Bäume verlieren ihre Konturen.

„Ich weiß es doch auch nicht! Es müsste hier irgendwo sein.“ Jens atmet hörbar aus, lenkt mit viel zu hoher Geschwindigkeit in die nächste Kurve.

Nichts. Immer noch nichts! Dafür taucht direkt vor uns ein Sonntagsfahrer auf. Jens nimmt sich noch nicht einmal die Zeit, anzubremsen. Er beschleunigt weiter aus der Kurve und wir jagen unter dem Schutz unseres Blaulichts heulend an dem Hindernis vorbei.

Das Geheul unserer Sirene erfüllt den ganzen Wagen, kreischt in meinen Ohren. Ich schalte sie ab, um klarer denken zu können.

„Wir können die Unfallstelle nicht finden! Dabei sind wir die Strecke schon fast ganz abgefahren.“ Mein Daumen presst auf die Ruftaste. „Habt ihr den Unfallzeugen noch einmal erreichen können? Wir brauchen genauere Angaben.“

Verrauscht und abgehackt kommt die Antwort der Leitstelle. „Nein, der Handykontakt ist abgebrochen. Der zweite Motorradfahrer kennt sich hier nicht gut aus. Es kommen nach seiner Beschreibung aber nur die drei vorhin benannten Landstraßen als Unfallort in Frage. Vielleicht sind die anderen Streifenwagen oder der Rettungsdienst erfolgreicher. Fahrt euren Bereich bis zum Ende durch und meldet euch dann noch mal.“

Die letzten Worte kann ich, trotz höchster Lautstärke, nur noch erahnen. Wir sind zu weit draußen, zu weit weg von der nächsten Stadt, vom nächsten Funkmast.

„Verdammt, wenn wir ihn nicht bald finden, hat er keine Chance mehr!“ Das Sprechgerät schrammt über die Armaturentafel, knallt gegen die Scheibe und verschwindet vom Spiralkabel gezogen im Fußraum.

„Wir sind mit der Strecke durch. Soll ich noch einmal zurückfahren?“ Meine Gedanken schwirren. Waren wir nicht aufmerksam genug gewesen? Konnten wir zwei verunglückte Motorradfahrer einfach übersehen haben?

Vielleicht lagen sie zu tief im Straßengraben? Vielleicht unsichtbar hinter der ersten Baumreihe verborgen?

Nein, das kann nicht sein, darf nicht sein!

„Wohin soll ich jetzt fahren?“, fragt mich Jens ein zweites Mal.

Was hatte die Leitstelle vorhin als Möglichkeiten durchgegeben? Mein Zeigefinger fährt über die Karte auf meinem Schoß, spürt die Knicke, die sich über die Jahre gebildet haben, entlang der vielen Einsatzorte. Wir sind jetzt hier, was hatte der Zeuge beschrieben?

„Jens, fahr da vorne rechts und halte dich dann in Richtung Bereichsende. Ich habe da noch eine Idee.“ Meine Hand rutscht zum unteren Kartenende als Jens erneut beschleunigt. Ich angel nach dem Funkgerät im Fußraum, um die Leitstelle über meinen Entschluss zu informieren.

„Da, da vorne ist etwas!“ Jens' Stimme ist laut und rau. Ich blicke von der Karte hoch.
„Wo?“

„Da vorn rechts, hinter der Leitplanke. Siehst du das silberne Motorrad? Du hattest recht!“
„Wir haben die Unfallstelle gefunden. Leitet den Rettungsdienst und die anderen Einsatzwagen zu uns um.“ Während ich die erforderlichen Daten an die Leitstelle durchgebe, bremst Jens scharf ab und stellt den Wagen so, dass er als Sicherung der Unfallstelle dient.

Unsere Türen werden von ihren Fangbändern zurückgeworfen, als wir aus dem Fahrzeug stürzen. Ich reiße noch schnell den Verbandskasten aus dem Kofferraum, während sich Jens ein Handfunkgerät greift. Nicht dass es hier draußen funktionieren würde, aber an irgendetwas muss man sich klammern.

Ich renne über Bremsspuren, Verkleidungsteile eines Motorrades, springe über eine zerrissene Leitplanke, den Blick suchend nach vorn gerichtet. Ein silbernes Motorrad liegt unbeschädigt am Straßenrand. Das muss dem Zeugen gehören.

„Wo ist der Fahrer?“ Meine Gedanken kreisen, während ich mit Jens den kleinen Abhang hinunter stolpere. Jetzt endlich kann ich einen schwarzen Rücken erkennen, der sich über jemanden am Boden beugt.

Lange, blonde, zum Pferdeschwanz gebundene Haare, fallen über das verwitterte Leder seines Kombis. Ein Helm liegt achtlos hingeworfen gleich neben den vorderen Bäumen.

Mit jedem weiteren Schritt, den ich näher komme, kann ich mehr erkennen.

Jetzt sehe ich einen zweiten Körper, ebenfalls schwarz. Er liegt ganz unten im Kanalbett, das nach dem langen und schönen Sommer trocken da liegt.

Lediglich frisches Blut sickert in seinem Verlauf.

Ich sehe den Kopf, des Liegenden, der noch immer seinen Helm auf hat. Das Gesicht ist durch das verspiegelte Visier nicht zu erkennen.

Sehe das seltsam verrenkte Bein, an dem der Stiefel fehlt.

Sehe, nach einem Zögern, dass das zweite Bein ganz fehlt, dass ein Arm des Bikers mit der Faust auf die Arterie des Liegenden drückt, genau dort, wo das Blut aus dem Körper schießen will.

Sehe das Blut, das sich dennoch in kleinen Fontänen seinen Weg bahnt, als wolle es den trockenen Sommer verhöhnen.

Mittlerweile habe ich den Helfer erreicht, lege ihm eine Hand auf die Schulter. Gleichzeitig erwacht auch mein Gehör wieder aus seiner Erstarrung. Der Verletzte verschafft sich Erleichterung – wimmernd, leise, gequält – gleichsam im Takt seines Blutes.

Ich höre die Stimme des blutverschmierten Helfers, der mit mir spricht, mir Fragen stellt.

„Ich will hier nicht sein! Wo kann ich hin?“

Aber das ist nicht er, der da spricht, das bin ich selbst in meinem überfluteten Kopf. Keine Ahnung, was ‚er‘ zu mir gesagt hat, will es auch nicht wissen, will nur weg!

Jetzt spricht auch Jens zu mir.

„Konzentrier dich!“, befehle ich mir. Es ist als würde ich mich selbst anschreien. „Du bist hier verantwortlich. Mach deinen Job!“

Ich starre auf den Mund von Jens, sehe die Worte, erkenne jedoch keinen Inhalt.

Er dreht sich um und rennt zurück in Richtung Streifenwagen. Dabei brüllt er die ganze Zeit in sein Handfunkgerät.

Ich will ihm noch nachrufen, dass das hier zwecklos ist. Wir sind viel zu weit im Outback.

Mir zupft jemand am Gürtel, gleich neben der Pistole. Reflexartig will ich die Hand wegschlagen, dann bin ich wieder ganz bei mir. Zum Hören kommt auch wieder das Verstehen.

„Was kann ich tun?“ Die flehentliche Stimme des großen Mannes scheint mir unpassend. Sein Zopf glänzt vom Schweiß in der Sonne. Ich knie mich neben ihn, reiße den Verbandskasten auf und drücke ihm einen sterilen Druckverband in die Hand.

„Sie machen das super! Genau richtig. Drücken Sie weiter fest auf die Schlagader. Können Sie noch, oder soll ich Sie ablösen?“

Warum frage ich? Ich will die Antwort doch gar nicht hören.

„Das wäre gut, ich drücke hier nämlich schon ziemlich lange drauf.“ Seine Stimme gewinnt an Festigkeit, hofft auf Erleichterung.

Plötzlich bin ich es, der versucht die Schlagader mit einem Verbandspäckchen zu verschließen, damit sich nicht auch der Rest von Leben in die Erde ergießt.

Wo genau ist die Arterie? Bin ich hier überhaupt richtig? Vor lauter Blut kann man nichts erkennen. Eine Hüfte sieht mit nur einem Bein ganz anders aus. Ich orientiere mich an den Geschlechtsorganen. Ein bisschen Glück scheint er gehabt zu haben – die sehen unversehrt aus. Hier, der Beinansatz – das sollte stimmen. Es läuft nur noch wenig Blut über meine Finger. Kein kleiner Springbrunnen mehr. Ist da kein Blut mehr, das vom Herz herausgedrückt werden könnte? Was ist mit der Atmung?

Meinen Ersthelfer kann ich nicht fragen, der kniet wenige Meter neben uns und übergibt sich lautstark. Mir wird ebenfalls schlecht.

Wo verflucht ist Jens?

Ich blicke über den Verletzten, lege meine freie Hand auf seine Brust und fühle das Herz schnell schlagen, genau der Takt, den auch mein Daumen spürt. Ohne den Druck in der Leiste zu verringern, öffne ich das Helmvisier und blicke in sein fahles Gesicht. Er atmet noch. Gut so!

Neben mir taucht Jens wieder auf.

„Der Hubschrauber ist alarmiert und sollte gleich kommen. Der Rettungswagen steht ebenfalls kurz vor dem Eintreffen. Soll ich dir hier helfen, oder kann ich wieder hoch den Hubschrauber einweisen?“

„Drück du bitte weiter mit deinem Daumen genau hier auf die Schlagader. Lass du dir bitte das Blut über die Hände spritzen. Schau du bitte in seine flehenden Augen und sprich mit ihm!“

Tatsächlich jedoch sage ich: „Geh nur!“ Und schon bin ich wieder allein.

„Können Sie mich hören? Können Sie sprechen? Versuchen Sie wach zu bleiben! Nicht einschlafen! Der Rettungswagen kommt gleich! Hilfe ist unterwegs!“

„Sind Sie verheiratet? Haben Sie Kinder? Wie ist Ihr Name? Wann sind Sie geboren? Sollen wir jemanden anrufen?“

„ADAC – das Motorrad!“ Das ist alles, was er auf meinen Redeschwall antwortet.

Verdutzt halte ich inne. Kaum eine Antwort erwartend, hatte ich nicht mit dieser gerechnet. Er ist bei Bewusstsein. Jetzt nur nicht nachlassen.

„Wir kümmern uns um Ihr Motorrad. Aber jetzt geht es erst einmal um Sie!“ Beruhigend lege ich ihm meine Hand auf seinen Oberarm. Sein Zucken und meine Fingerspitzen verraten mir, dass dieser wohl auch gebrochen sein muss.

„Ich will ja euren Plausch nicht unterbrechen, aber du störst jetzt hier“, sagt plötzlich jemand neben mir. Mein Daumen wird durch einen Anderen ersetzt und ich unsanft zur Seite gedrängt. Stolpernd komme ich auf die Beine und blicke auf die Sanitäter, die mit dem Notarzt zusammen meinen Platz eingenommen haben.

Ich blicke mich suchend um und kann Jens an der Straße erkennen, auf der mittlerweile mehrere Streifenwagen stehen. Absperrung, Einweisung für den Hubschrauber – alles scheint organisiert zu sein.

Neben mir steht nun auch wieder der zweite Motorradfahrer.

Der ist ‚fertig‘, geht es mir durch den Kopf. Sehe ich genauso aus?

„Wie geht es Ihnen? Sind Sie auch verletzt? Kennen Sie den Verletzten? Was genau ist passiert?“ Eigentlich sollte ich ihn erst einmal belehren, bevor ich ihn so etwas frage.

Er schweigt einfach, blickt mich nur an. Dann setzt er sich an den Hang und weint. Ich drehe ihn so gegen die Böschung, dass seine Beine hoch gelagert sind. Er hilft nicht mit, verweigert sich aber auch nicht.

Ich zwingen mich die wenigen Schritte zurück zu dem Verletzten zu gehen und spreche einen der Sanis an.

„Wenn einer von euch mal nach dem anderen Motorradfahrer sehen könnte, ich glaube er hat einen Schock. Nicht, dass der uns auch noch zusammenklappt.“

„Wir kümmern uns gleich um ihn! Müssen unseren Schwerverletzten hier nur erst für den Transport stabilisieren.“

„Gut.“ Ich wende mich ab und will wieder gehen, als er mich noch einmal anspricht.

„Du kannst uns einen Gefallen tun. Schau mal, ob du das Bein finden kannst! Wenn es geht, würden wir es gerne mit ins Krankenhaus nehmen.“

Das Bein – natürlich. Warum ist mir das nicht selber eingefallen? Klar, ich muss das Bein suchen!

Der Hubschrauber kann jeden Moment eintreffen und dann geht alles sehr schnell.

Bis dahin muss ich das Bein gefunden haben!

Ich eile entlang der Böschung, blicke mich suchend um, scharre mit den Füßen unter Sträuchern, sezieren jeden Zentimeter Boden.

Dort ist das Motorrad durch die Leitplanke gebrochen, da liegt das Opfer. Also irgendwo dazwischen müsste es sein.

Mein Blick wandert umher. Nichts! Kein Blut, kein Bein!

Ich finde ein paar Motorradteile und auch das völlig zerstörte Motorrad, aber kein Bein!

Verzweifelt wende ich mich immer und immer wieder suchend um, rufe nach Jens, er soll mir helfen.

Über dem Waldrand knattert der Hubschrauber heran. Das Bein muss mit! Schnell und konzentriert weitersuchen!

Wieder und wieder drehe ich mich um meine eigene Achse, und ein weiteres Mal sehe ich nur das Motorradwrack, den Verletzten, das Loch in der Leitplanke, die gedachte Linie. Kein Bein!

An der Linie renne ich jetzt entlang. Hin und her.

Der Hubschrauber ist gelandet, von dem Bein keine Spur!

Wieder zurück, hoch auf die Straße, hier hat man einen besseren Überblick. Kein Bein!

Der Verletzte wird auf die Trage gelegt, ich renne wieder runter in den Wald. Vielleicht ist es ja weiter geflogen als vermutet.

Links, rechts, unter Gestrüpp, hinter Baumstümpfen – ich schaue überall – kein Bein!

Kein verdammtes Bein!

Die Trage wird zum Hubschrauber gebracht. Er braucht doch sein Bein.

„Ich finde es bestimmt noch. Hab's gleich!“ schreie ich gegen den Lärm der Rotoren.

Schnell zurück zum Liegeplatz des Verletzten. Noch einmal. Gedachte Linie, Fluglinie, mögliche Landepunkte.

„Jens, wo bleibst du denn?“

Es kommt kein Jens, der hilft oben an der Straße. „Verdammt!“

Die Bahre verschwindet im Rumpf des Hubschraubers und die Türen werden geschlossen, das Heulen der Turbinen verstärkt sich.

Zu spät!

Der Hubschrauber hebt ab und ich sinke zu Boden. Tränen laufen mir über die Wangen.

Das Rotorengeräusch verklingt in der Ferne. Erschöpft lehne ich mich an die Böschung und sehe dem Hubschrauber nach, während die Sonne bereits die Wipfel der Bäume streift. Leer und müde schweifen meine Augen über die Szene, als ich plötzlich ein kurzes Blitzen in den Bäumen sehe.

Das gibt es doch gar nicht, oder? Das sind doch mindestens drei Meter. So hoch ist das Bein doch niemals geflogen, oder doch?

Noch mehr blitzen – das könnten Silbernieten einer Motorradhose sein. Noch im Lauf blicke ich weiter nach oben.

„Das Bein – ich habe das Bein!“, schreie ich erleichtert. „Ich hab’s gefunden!“

„Wo ist es?“, kommt eine Stimme zurück.

„Hier oben im Baum.“ Fast habe ich die Stelle erreicht. „Ich komme aber nicht dran. Hat die Feuerwehr eine Leiter dabei?“

Eilig kommen zwei Feuerwehrmänner mit einer Leiter die Böschung runter und bergen das Bein.

Mit schnellen Schritten bringe ich es zu einem der Rettungswagen.

Erschöpft lehne ich mich an die offene Hecktüre. „Vielleicht nützt es ja noch was, wenn ihr es schnell ins Krankenhaus bringt.“

„Meinst du im Ernst, dass er sein Bein noch braucht?“ Der ältere Sanitäter sieht mich aus blassen Augen an. „Du hast doch selber deine Hand in ihm drin gehabt. Er war doch da schon mehr tot als lebendig.“

„Aber ihr müsst es doch zumindest versuchen“, Zorn flammt in mir auf.

„Machen wir ja auch, aber mach dir nicht zu viele Hoffnungen!“

Er nimmt mir meine Last aus den Händen und legt das Bein in einen Behälter des Krankentransportwagens.

Mein Ausrüstungsgürtel zerkratzt die Motorhaube des Streifenwagens, als ich rücklings auf ihr zum Sitzen komme.

„Du brauchst nicht mehr loszufahren. Er ist eben im Hubschrauber gestorben!“

Die Stimme des Sanis verklingt.

Was mir bleibt, ist die Kühle der Windschutzscheibe, gegen die ich gesunken bin.